

Dirk Both

Feenzeit

zwischen Traum und Realität

Deutsche Literaturgesellschaft

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar. Die Schweizerische Nationalbibliothek (SNB) verzeichnet aufgenommene Bücher unter Helveticat.ch und die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB) unter onb.ac.at.

DIRK BOTH

Feenzeit

ISBN: 978-3-03831-380-9

Deutsche Literaturgesellschaft ist ein Imprint der
Europäische Verlagsgesellschaften GmbH
Empfang@Deutsche-Literaturgesellschaft.de
Erscheinungsort: Zug
© Copyright 2026

Sie finden uns im Internet unter:
www.deutsche-literaturgesellschaft.de

VORWORT

Feenzeit hat starke autobiografische Züge, gepaart mit ein wenig künstlerischer Freiheit. Das belegen schon die umfangreichen, ausgetauschten Nachrichten. Soweit diese als Zitat dargestellt sind, wurden sie auch so ausgetauscht. Sie werden weitgehend unverändert wiedergegeben, es sei denn, ein Schreibfehler ließ die Nachricht unverständlich werden. Soweit der Schutz der Persönlichkeit betroffen sein konnte, sind auch Teile der Nachrichten weggelassen oder durch fiktive Angaben ersetzt worden, wenn dies die Verständlichkeit erfordert hat. Ohne Sandra und ihren im Spaß erfundenen Feenstaub wäre diese Geschichte nie erzählt worden. Sie aber war es, die schon bei unserem ersten Treffen meinte, ich solle doch einmal ein Buch schreiben. Als ich meinte, dass der Grundstein mit den zwischen uns getauschten Nachrichten bereits gelegt sei, erntete ich keinen Widerspruch. Ich denke, ihr war damals noch nicht bewusst, wie gefährlich ein solches widerspruchsloses Verhalten bei mir sein kann. Um ihrer Persönlichkeit einen gewissen Schutz zu belassen, habe ich ihren Namen geändert und versucht, alle zu persönlichen Informationen aus ihren Nachrichten herauszunehmen. Ich kann mich daher nur bei Sandra bedanken. Sie hat mir den Anstoß gegeben, meine Gedanken auf Papier zu bringen, was mir zumindest in schwierigen Situationen die Chance aufzeigte, den Blick etwas klarer zu stellen. Zugegebenermaßen habe ich mich manchmal aber auch hiergegen gewehrt, weil ich wusste, dass mir das Ergebnis nicht passen würde. Ob Sandra diese Geschichte zu

Ende gelesen hat oder je lesen wird, weiß ich nicht. Ich möchte aber, dass sie weiß, dass sie schon in den hier beschriebenen 112 Tagen häufig eine große Hilfe war und sie mich – gewollt oder nicht – oft dazu gebracht hat, über Dinge nachzudenken, über die ich noch Monate zuvor einfach hinwegmarschiert wäre. Wenn sie es denn zuließ, habe ich versucht, meiner „Principessa“ auch nur ein wenig davon zurückzugeben. Ob mir dies gelungen ist, werde ich vielleicht nie wirklich erfahren. Was mir bleibt, ist in jedem Fall die Erkenntnis, dass es hilfreich ist, seine Gedanken zu Papier zu bringen, statt sie stetig in sich hineinzufressen. Ebenso bleibt aber auch die Erfahrung, dass man sich auf diese Weise Fragen, Gedanken oder Problemen stellt, welche man entweder nicht gesehen oder aber verdrängt hätte. Verdrängen ist aber keine Lösung, und so bleibt nur, sich ihnen irgendwann zu stellen.

Dereinst hätte ein Stadtschreiber in seiner Chronik notiert: „Am 25. Oktober anno 2024, saß ein Mann an seinem Schreibpult, um eine Gänsefeder zu spitzen und sie sodann in sein Tintenfass zu tauchen.“ Ich aber bin kein Chronist aus historischen Zeiten. Gleichwohl traf es zu, dass ich an diesem Tag vor meinem Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer saß. Vor mich hatte ich kein Pergament, sondern einen Zettel mit einer Telefonnummer und zwei Vertragsnummern hingelegt, und den Gänsekiel beabsichtigte ich durch ein weitaus moderneres Telefon zu ersetzen.

Nun war es schon fast zehn Monate her, dass meine Frau verstorben war. Der Papierkram aber wollte einfach nicht enden. Vordrucke und Formulare verschiedener Behörden, Rechnungen und ihre Weiterberechnung gegenüber der Krankenkasse, Abmeldung von Abos und Umstellung von Partnern solcher Verträge, die weiter bestehen sollten, meine Frau aber auf ihren Namen oder für uns beide geschlossen hatte, bestimmten meine Abendbeschäftigung. Mit dem Berg von Papieren konnte ich mich immer erst in den Abendstunden befassen, denn als Blinder konnte ich dies nicht alles irgendwelchen Vorgängen zuordnen, die Schreiben mit den vorhandenen Verträgen etc. in einer Reihe von Ordnern abgleichen, die Vorgänge zahlenmäßig überprüfen. Das Internetbanking war mir gleich gar nicht zugänglich. Hinzu kam, dass ich mich noch nicht mit dem Internet befasst hatte, sondern den durchaus umfangreichen elektronischen Datenaustausch stets meiner Frau

überlassen hatte. Auch hier galt es also, Neuland zu betreten und der Hilflosigkeit Schritt für Schritt zu Leibe zu rücken. Das bedeutete nicht, dass ich in unerträglicher Weise der Langeweile verfallen musste. Tagsüber oblag es mir, telefonisch Dinge abzuarbeiten, Informationen abzufragen oder Vorgänge ins Rollen zu bringen.

Noch einen Schritt zurück warf mich mein physischer Zusammenbruch im März 2024. Mein Körper hatte sich bemüht, mir durch eine Selbstvergiftung mit einem vom Körper selbst produzierten, aber nicht ausreichend abgebauten Nervengift die Auseinandersetzung mit allen noch offenen Problemen zu ersparen. Nach zwei Tagen Koma siegte der sich offenbar in mir bereits selbstständige Wille, am Ende doch der Gewinner zu bleiben. Das brachte mir vier Wochen Aufenthalt in der Uni-Klinik und nach einer dreiwöchigen Pause noch einmal vier Wochen Reha ein, also wieder Zeiten, in denen alles von mir ungeklärt liegen bleiben musste. Als hätte ich nicht schon genügend von dem undankbaren Schreibkram am Hals, kamen nun noch Vordrucke und Anträge für mich selbst dazu. Jeden Tag fand sich neue Post im Kasten. Hierzu gehörte auch die Inanspruchnahme oder Auflösung von Versicherungen. Davon hatten wir eine Menge abgeschlossen, um den jeweils anderen nicht ungesichert zurückzulassen.

Um mich nicht nur allein durch Telefondienste abzulenken, ließ ich einige erforderlich gewordene Arbeiten am Haus ausführen. Da meine Frau und ich bereits einiges angespart hatten und die Versicherungen sich durchaus auch zahlungsbereit fanden, konnte ich die anfallenden Rechnungen ohne Weiteres ausgleichen.

Gleichwohl fiel mir ein, dass sich noch irgendwo ein Bausparvertrag versteckt haben musste, der zuteilungsreif sein sollte und also in der angesparten Höhe in Ansehung der vorhandenen Baurechnungen zum Einsatz kommen könnte. Ich konnte die Bausparkasse und eine Vertragsnummer in den Unterlagen aufspüren und übersandte eine Rechnung mit der Bitte um Auskehr des angesparten

Betrages. Das schien im Wesentlichen aufzugehen, sollte ich doch nur noch die Bankverbindung mitteilen, wohin gezahlt werden sollte.

Wenige Tage später erreichte mich allerdings ein Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, dass unter einer anderen Vertragsnummer ein weiterer Bausparvertrag bestehe, der nun zuteilungsreif sei. Da ich diesen aber nicht abgerufen hätte, würden die Beitragsabbuchungen hierfür eingestellt werden. Da ich in meinen Unterlagen zu dieser Vertragsnummer nichts finden konnte, aber auch keine Lust verspürte, wieder ewig in der Telefonwarteschleife gebraten zu werden, beschloss ich diesbezüglich, den Finanzmakler, den mir die Anschreiben als Vertragsvermittler angaben, zu bemühen. Ich selbst hätte mich bereits nicht mehr erinnert, wann und mit wem ich derartige Bausparverträge ins Rollen gebracht haben sollte.

Am 25.10.2024, war es also nun die von mir selbst gesetzte Aufgabe, Licht ins Dunkel und Geld aufs Konto zu bringen. Ich rief also im Maklerbüro an. Am anderen Ende meldete sich eine freundliche Frauenstimme, offensichtlich in guter Stimmung, aber doch mit Ernst bei der Sache. Es war die Innendienstleiterin des Büros, welche sich als Sandra Fee vorstellte. Der Makler selbst war wohl nicht im Büro, und so begann sie, die Vorgänge im Computer zu verfolgen. Nach einer Weile erfreute sie mich mit der Nachricht, dass sie sogar einen dritten Vertrag gefunden habe, der ebenfalls zuteilungsreif sein dürfte. Sie wollte dies dem Makler zur Prüfung vorlegen.

Nun klingt der Bericht nach einem kurzen, sachlichen Gespräch. Unser Telefonat war aber alles andere als das. Augenscheinlich fanden wir den jeweiligen Gesprächspartner nicht uninteressant und das Gespräch nicht langweilig. In kürzester Zeit vermochte es meine Gesprächspartnerin, die ich im Folgenden nur noch Sandra nennen werde, mir so viel Aufmerksamkeit und Aufgeschlossenheit entgegenzubringen, dass ich ihr von mir aus einige durchaus sehr

private Dinge über mich erzählte. Am Ende des Gesprächs musste ich feststellen, dass sie nun doch einiges über mich wusste, ich aber kaum etwas von ihr.

Unser Telefonplausch hatte an einem Donnerstag stattgefunden. Ich ging nicht davon aus, dass der Makler sich sein Wochenende mit meinen Lappalien verschönern würde, und beschloss, den Montag abzuwarten.

Am Montag blieb das Telefon jedenfalls in dieser Sache ruhig. So beschloss ich am Dienstag, den 29.10.2024, einmal nach dem Stand der Dinge nachzuhaken. Ich wählte die Büronummer und wieder hatte ich Sandra am anderen Ende der Leitung. Sie räumte ein, die Vorlage an den Makler vergessen zu haben. Sie würde sich gleich darum kümmern und sich dann zurückmelden. Aus „Gleich“ wurde allerdings nichts. Wir hatten uns im Handumdrehen wieder verquatscht. Das Telefonat drehte sich um alles, nur nicht um den Bausparvertrag. Wieder verflog die Zeit und wir erzählten dem Anderen offenbar freimütig und ohne Umschweife voneinander, wobei ich am Ende des Gespräches wieder feststellen würde, dass sie wieder mehr über mich erfahren hatte, als dies umgekehrt der Fall war. Der wiederholte Blick auf die Uhr und die angenehme Art unserer Unterhaltung ließen mich mutig werden, und ich hörte mich etwas sagen, was ich mir wahrlich nicht, jedenfalls noch nicht, zugetraut hätte. Ich schlug vor, wir könnten uns doch bei einem Abendessen weiter unterhalten, dann gäbe es keinen Ärger mit dem Chef. Sie hielt dies für keine schlechte Idee, würde aber erst in ihrem immer vollen Terminkalender nachschauen müssen, wann sich hierfür Zeit ergebe. *War das nun ein Hoffnungsschimmer auf für mich Ungewohntes oder lediglich die unverbindliche Art, die Sache abzutun? An einen Hoffnungsschimmer zu glauben war schöner.*

Und doch! Als ich den roten Knopf meines Telefons gedrückt und dieses vor mir auf den Schreibtisch gelegt hatte, starrte ich einige Minuten vor mich hin und versuchte, das soeben geführte

Gespräch noch einmal Revue passieren zu lassen. Den Großteil des Telefonats ließ ich recht schnell vor mir ablaufen, doch dann war mir, als ob mein Gehirn hakte oder die Platte eben einen Sprung hatte. Ich kam einfach nicht darüber hinweg. Was – bitte – hatte ich da eben getan??? Das konnte nicht ich gewesen sein. Ich hatte eine mir bis dahin völlig fremde Frau, mit der ich etwas Geschäftliches regeln wollte, bereits im zweiten Telefonat einfach so und ohne nachzudenken zum Essen eingeladen. Es fühlte sich ein wenig an wie der Beginn einer billigen Anmache. Schließlich glaubte auch ich aus Filmen und den prahlerischen Erzählungen unterschiedlicher Bekannter zu wissen, wie das Ganze für gewöhnlich ablief. Irgendwo lernte man sich kurz kennen, dann ein Essen, ein Kaffee oder gleich ein Drink (Letzterer könnte ja bereits die Hemmschwelle flexibilisieren). Dem folgte die schüchterne Frage an der Wohnungstür, ob es nicht vielleicht doch noch etwas zu trinken sein dürfte, im Anschluss eine giergesteuerte Genitalkonversation und dann mitten in der Nacht oder am nächsten Morgen ein höfliches, aber bestimmtes „war schön mit dir“.

Nein, so hätte ich es nicht haben wollen. Da sollte schon mehr sein als ein kurzfristiger Hormonstauabbau. Und doch hatte ich offenbar meine Selbstbeherrschung verloren und war kopfüber in das Ungewisse gesprungen, ohne zu wissen, dass dies eine sehr lange Reise – wenn nicht sogar eine Never Ending Story – werden sollte. Was hätte ich wiederum anderes tun sollen, fühlte ich mich doch wie mit Empathie sandgestrahlt. Eigentlich hatte ich es bisher vermieden, dieses Modewort „Empathie“ zu gebrauchen. Wie aber soll ich sonst meine Empfindung beschreiben? „Sie war nett“ war von Anfang an gestrichen, denn nett ist – wie man so sagt – die kleine Schwester von Scheiße. Das, was Sandra meinem Empfinden nach ausstrahlte, hatte eine andere große Schwester. Sollte ich nun hoffen oder befürchten, dass sie mir in den nächsten Tagen zu

verstehen geben würde, dass ihre Zustimmung zu einem Treffen eben doch nur nett gemeint war?

Am Vormittag des 30.10.2024, rief Sandra nun mich an und erläuterte mir die Sache mit den Bausparverträgen und bot mir ihre Hilfe an. U. a. seien zwei Schreiben von mir zu unterschreiben, welche sie vorgefertigt per E-Mail übersenden wollte.

Dem folgte am 30.10.2024, 10.24 Uhr eine Mail von Sandra:

„Mein lieber Herr Both, wie angekündigt, lasse ich Ihnen nun die vorbereiteten Erklärungen Ihrer beiden zuteilungsfähigen Bausparverträge zukommen. Gerne können Sie mir die unterzeichneten Dokumente auch zurücksenden, damit ich sie zeitnah an die Fachabteilung der S. I. zur Bearbeitung weiterleiten kann. Postalisch senden Sie dann bitte die Erklärungen an: S.I. Bauspar AG Hamburg Herr Both, ich wünsche Ihnen eine zauberhafte restliche Woche und, wenn auch Sie ihn leider verschmähen müssen, ein gutes Händchen beim Sortieren Ihrer Weinauslese. sonnige Grüße Sandra Fee“

30.10.2024, 13.28 Uhr, Mail Dirk:

„Liebe Frau Fee,

damit wir nicht noch Stress mit ihrem Cheff kriegen, weil wir nicht vom Telefon loskommen, habe ich das Internet bemüht. Mit der rechtzeitigen Rücksendung wird es heute wohl nichts mehr, denn die hierfür zu bemühende Nachbarin wird erst nach Hause kommen, wenn Sie Feierabend machen.

Trost:

Wir haben auch in der nächsten Woche wieder einen Grund für ein Gespräch.

Fröhliche Grüße

Dirk Both“

30.10.2024, 13.37 Uhr, Mail Sandra:

„Mein lieber Herr Both,

haben Sie herzlichen Dank für ihre blumigen Worte und den aktuellen Bearbeitungsstatus ____.

Dann freue ich mich auf die kommende Woche und wünsche Ihnen bis dahin wundervolle Tage.

Alles Liebe

Sandra Fee“

Das Gespräch war also doch nicht nur ein Geplänkel geblieben, sondern wir hatten offenbar einander zugehört. Sie wusste jedenfalls noch, dass ich am Wochenende mithilfe der Familie einen gut gefüllten Weinkeller umräumen wollte, selbst aber hiervon nichts würde trinken können. Sie dagegen wollte, was wiederum ich mir gemerkt hatte, ihr Patenkind über das Wochenende abholen.

Die vorgefertigten Schreiben hatte ich unterzeichnet und nach Hamburg weitergeschickt. Die Sache dürfte sich damit ja wohl erledigt haben, von einem gemeinsamen Abend war aber keine Rede mehr gewesen. Netter Versuch, aber erfolglos. Ich gehörte also nicht zum Tiefbau, ich konnte einfach nicht anbaggern. Ich hatte das zuvor auch nie gebraucht. Mit meiner Frau hatte es sich einfach so ergeben und dann fast 40 Jahre gehalten. Nicht nur die Technik am Bau, sondern auch die Schwerpunkte der Eigenpräsentation hatten sich offenbar verändert.